



Der sechste Gesell.



Der Wald an der böhmischen Grenze ist immer finster. Bei Tage wohnt die furchtsame Schwester der Nacht in ihm: die Dämmerung. Wenn aber die Nacht über die Berge kommt, dann heult der Wehrwolf im Dickicht, und im Hochmoor wirgt der tückische Moormann den Hirsch, bis er röchelnd versinkt. Der Himmel schwingt eine blutige Geißel über die Finsternis, und unten in der Ebene brennt ein Gehöst.

Die beiden Gesellen stolpern über die krumme Landstraße. „Bin des Vermeinens,“ sagt Christian, „hier müsse schon bald die Schenke sein.“

Der andere lacht boshaft: „Wenn sie nicht gar der Teufel in seinem abscheulichen, stinkigen Rachen hinabgeschluckt hat, ehrlichen Handwerksgenossen zu Trutz und Verdruß.“

Sie stolpern weiter. Die blutige Geißel am Himmel zuckt um sich, wie ein breiter, fressender Feuerchein. Aber sie zeigt nur an, sie leuchtet nicht, und die zwei Gesellen rennen sich die Köpfe an den Bäumen ein. Endlich ist vorne ein Licht.

„Heda, Herberg! Bürstenbinder und Böttcher sind auf dem Wege.“

„Soll euch der Eingang vergönnt sein.“ Der Wirt steht breit in der Türe. Hinter ihm ist Licht und Labung, Herd und Haus. Um breiten Tisch sitzen schon drei. Es riecht nach gebratenem Fleisch, und den zwei Gesellen ziehen sich die Magen zusammen. „Mit Verlaub!“ Der Christian und der Gotthold stellen ihre kleinen Bündel in die Ecke und lehnen ihre Wanderstäbe dazu. Dann rücken sie an den Tisch.

So sitzen sie jetzt beisammen, stützen die Ellenbogen auf und geben den Gestank der Wanderer von sich: Schweiß und Staub und das Knurren unbefriedigter Gedärme.

Fünf Weggesellen, die der Zufall und die Nacht in dem einsamen Wirtshaus an der böhmischen Grenze zusammengeworfen hat.

Christian Vorst, der Bürstenbinder.

Gotthold Schlägel, der Böttcher.

Sebastian Springer, der Feuerwerker.

Johannes Ambrosius, der Bänkelsänger.

Georg Engelhardt Löhneiß, der Freßkünstler.

Das ehrfame Handwerk will nach Sachsen, ins Meißensche, bei einem ehrlichen Meister Arbeit und Kost nehmen.

Die drei Fahrenden aber wollten nach der anderen Seite, ins Böhmisches. In Goldenstein ist morgen Markt.

Jeder geht seinem Leben nach und greift mit zitternden Händen nach der grünen Seifenblase des Glückes. Sie sitzen an einem Tisch und stützen die Ellenbogen auf und wissen nicht mehr voneinander,

als ihre staubmüden, stumpfen Augen sehen. Jeder ruht in einer anderen Welt, in einer furchtbaren, fressenden Einsamkeit und kann dem anderen nichts sagen; ihre Seelen fallen wie tote Falter mit ausgebreiteten Flügeln langsam, langsam immer tiefer ins Bodenlose an glitzernden Weltssystemen und weißgedehnten Milchstraßen vorbei aus einer traurigen Öde in eine noch traurigere . . .

Die zerfleischende Angst alles Lebendigen peitscht sie mit eisernen Backen . . .

Aber der Zufall und die Nacht haben sie in dieses einsame Wirtshaus geworfen. Sie wollen ihr Zusammensein feiern. Es ist eigentlich kein Grund zur Feier, wenn nicht das Glück, den Schein eines Menschen vor sich zu haben, der vielleicht ebenso leidet, wie der, der so fragt und sich abquält, ohne es zu wissen.

Sie wollen kauen.

Vom Herdfeuer her kommt ein starker, roter Strahl. Ein lauter Widerschein von einer kupfernen Bratpfanne. Die junge Wirtin und die Magd haben ein Stück Fleisch dareingetan, mit Pfeffer, Salz und Zwiebeln. Der Johannes Ambrosius hat's angeschafft. Er bezahlt's. Es schmort und zischt in der Bratpfanne. Die Gesellen unterbrechen ihr Gespräch und horchen, wenn das Fett hoch ausspritzt. Der Wirt hat sich zu ihnen gesetzt, und sie reden allerlei dummes Zeug: von Zeitläuften, vom Türken und vom Spanier, Weisheit der Landstraßen, Brocken von vorgestern.

Dazu kauen sie einstweilen trockenes Brot, um die Magen zu füllen. Denn das Pfefferfleisch langt nicht für alle zum Sattwerden. Das Schenk mädchen

aber muß schon jetzt fleißig laufen und die Zinnfannen mit böhmischem Bier füllen. Wie wird das erst sein, wenn das Pfefferfleisch im Hals brennt.

Die drei Fahrenden zahlen für alle, denn morgen gibt's wieder Geld. Also:

„Sa . . . sa . . . sa, Ihr teutschen Brüder
säuft Euch stücke — wicke voll,
und wer fällt, erhebe' sich wieder
narrenschweinegöttervoll . . .
lillelalle, rickeracke
taumelt in die Seligkeit,
schmauht mit vollgestopfter Bocke,
Sa, sa, sa . . . und sauft und schreyt:
Gaudeamus, glim, glam, Gloria,
alles war schon einmal da.“

Das klingt. Die alten, dicken Zinnhumpen an den Wänden summen mit, und das Glaszeug klirrt fein und vornehm dazwischen. Aber es ist keine Fröhlichkeit, sondern Angst, die sie treibt. Und selbst die Flammen des Herdes scheinen zu zittern und zaghaft zu züngeln. Oben in der Ecke hängt eine schwarze Schattenlarve, die im roten Lichte baumelt.

Und wenn es stille wird, dann sehen sich die Gesellen und der Wirt an, und jeder fürchtet das erste Wort zu sagen. Das Schenkmädchen erschrickt über das Klappern der Krüge, die sie am Faß füllt, die Wirtin möchte das Fleisch aus der Pfanne reißen, damit es nicht spritzt und sprüht; das Gespräch geht mühsam und schwer wie ein alter Bettler, der im Gehen schläft.

Dazu saufen sie aber alle aus Leibeskräften.

„Das Saufen ist doch ein recht erbärmlich, abscheulich, säuisch, widernatürliches Laster,“ sagte der Johannes Ambrosius. Er ist ja ein entlaufener Prediger und hält noch manchmal das Wirtshaus für die Kirche.

Der Bürstenbinder macht einen ungeheueren Zug: „Mit rechten Worten das eigentlich teutsch Laster zu nennen.“

„Jawohl,“ sagte der Freßkünstler und klopft auf seinen Bauch, der so groß ist wie eine Landsknechtstrommel, „aber es nährt seinen Mann.“

Das Pfefferfleisch ist fertig und wird aufgetragen. Wie die Wirtin an dem Feuerwerker vorbeikommt, zwickt er sie von hinten in die Schenkel. Die Wirtin quiekt, die Gesellen lachen, der Wirt schmunzelt. Macht nichts, das kommt nachher in die Beche; wenn nur fest getrunken wird.

Nach dem Pfefferfleisch wird der Durst wie ein wildes Tier. Das böhmische Bier ist ganz leicht, aber seine Massen verwirren die Köpfe und legen roten Dunst vor die Augen. Die Schatten, die hinter den Gesellen an der Wand lehnen, werden lebendig und taumeln hin und her . . . lillalalle . . . rickeracke . . . O, es gibt noch andere schöne Lieder . . .

„Frau Venus auf dem Lotterbett,
jouche — jouche dudeldumm,
so gut es einer bei ihr hätt',
jouche — jouche dudeldumm,
Herr Bacchus ist doch größer,
er jagt uns in der Welt herum,
er macht uns lahm und macht uns krumm
und g'fällt uns dennoch besser,
jouche — jouche dudeldumm . . .“

Laut . . . brüllend . . . der Böhneiß schreit:
„Gesellen, daß mir der Teufel einen Wunsch frei ließe.
Meinen Tod wollt ich mir in Gnaden ersaufen, daß
mir die Augen an das Firmament spritzen und meine
Eingeweide der Welt um den Bauch sich schlingen.

Und die anderen schreien alle: „Ich auch, ich auch.“

Da geht es durch die wirren Schatten hinter dem
Tisch, wie ein Windstoß, sie neigen sich alle und streben
zueinander hin und vereinigen sich zu einem scheuß-
lichen Klumpen. Arme, Beine, Leiber und Köpfe
schieben sich übereinander und bilden einen einzigen
Körper. Ein breiter Hut mit hinten wallender Feder,
ein rostiger Degen; ein Kerl vom Passauer Kriegsvolk,
wie sie versprengt in ganz Böhmen haufen, steht in
der dunklen Ecke.

Niemand hat das gesehen. Nur das Schenk-
mädchen. Das Entsetzen reißt ihr Augen und Mund
auf und macht ihr den ausgestreckten Arm steif. Der
Kerl kommt aus der Ecke hervor, schlägt die Beine
über die Bank und sitzt nun plötzlich mitten unter den
Gesellen. Aber die sind samt Wirtin und Magd schon
so betrunken, daß sie das gar nicht verwunderlich finden.

„Hopla,“ sagt der Kerl, „heda, frische Kannen
und anderes Bier. Was wollt ihr? Ich traktier.
Branhahn, Hamburger, Einbecker, Windisch, Arnstädter,
Zellisch Bier, Gose, Muhme oder englisch Bier?“

„In unseren Kellern liegt nur böhmisch Bier,“
sagte der Wirt zerfnirscht.

„Ach was, Eure Keller . . . wenn ich traktier,
dann bleibt mit Euren Kellern weg.

Die Gesellen sind für englisch Bier.

Der Passauer winkt. Aber das Schenk mädchen rührt sich nicht, steht nur mit ausgestrecktem Arm und offenen Augen. Da lacht er und winkt noch einmal. Und die Krüge kommen von selbst durch die Luft und stellen sich vor die Gäste und die Wirtsleute. Ein schönes schwarzes Bier schäumt über.

„Ein gutes Kunststück,“ lachte der Feuerwerker. Dann trinken sie. Ah!

„Ihr seid ein Taschenspieler,“ sagte der Löhneiß, „wollt wohl in Goldenstein morgen durch des Teufels Fertigkeit Geld machen.“

„Nein, ich hab mich gerade nur heut und euch zu Ehren hier eingefunden. Aber fort mit dem kleinen Zimpergeschirr. Für rechte Gefellen die rechten Kannen.“

Da geht die Türe auf. Und herein kommen, eins hinter dem anderen, aus Küche, Keller und Stall die allergrößten Geschirre, als ob sie Füße hätten: Kübel, Zuber, Eimer, Kessel, Milchkannen. Sie klettern auf den Tisch. Vor die Magd stellt sich das Geschirr aus ihrer Kammer. Und sogleich sind alle mit Bier gefüllt. Der Schmutz klebt überall fingerdick um Rand und Henkel, Fett und Ruß sind in Schichten übereinander. Aber das macht nichts. Sie trinken, und es schmeckt ihnen. Sie trinken die ungeheuren Geschirre auf einen Zug aus. Der Wirt den Abtropfkübel, die Wirtin den Milchzuber, der Feuerwerker den Feuereimer, der Bürstenbinder den Wäschekessel, der Bänkelsänger das Gurkenfaß, der Böttcher den Wasserbottich, der Freßkünstler das Regenfaß und die Magd das Nachtgeschirr. Es ist, als ob das Bier in einen Abgrund ränne.

Nur ein Plätschern und Rauschen, wie von einem Sturzbach.

„Nun will ich Euch ein ganz besonders köstliches Bier zu kosten geben, was jeder am liebsten trinken mag.“

„Ein Rossmarin-Bier, das denen Melancholicis so ausbündig gut ist, sagte der traurige Johannes Ambrosius.

„Skordien-Bier, das wider Gicht und colicam hilft,“ der Wirt.

„Alantwurzel-Bier, förderlich gegen der Weiber Blödigkeit,“ der Feuerwerker, indem er seine Hand unter die Schenkel der Wirtin schiebt.

„Lavendel-Bier, welches das Haupt stärkt und ein köstliches Ding ist wider den Schlaf,“ der Bürstenbinder und schnauft gewaltig in seinem Fett.

„Melissen-Bier, das das Herz stärkt und gegen die Schwangerschaft hilft,“ die Wirtin.

„Salbeien-Bier, von dem die wackelnden Zähne feststehen und das Bittern der Kniegscheiben und anderer Gliedmaßen schwindet,“ der Böttcher, der immer das Herbstreißer hat.

„Nelken-Bier, das den Magen so wie Eisen macht und ausweitet wie ein Haus,“ der Freßkünstler.

„Wermut-Bier, welches die Würmer aus dem Gehirn vertreibt und wider die Dummheit gut ist,“ die Magd.

„Geschehen,“ sagte der Taschenspieler, und aus den Zubern, Eimern und Kübeln steigt ein vielfarbiger Dampf, der wie ein ganzes Indien riecht. Scharf und süß, weich und herb, bitter und mild, heiß und kühl.

Sie trinken alle und loben den Meister.

„Wollt Ihr uns nicht Bescheid tun?“

„Ich komme schon,“ und er zieht einen silberbeschlagenen Totenkopf hervor, aus dem er trinkt. Der Kopf hat silberne Ränder um die Kinnladen, daß die Zähne matt glänzen, silberne Ränder um die steilen Nasenlöcher, die Augenhöhlen mit Silber ausgeschlagen, daß der Hertschein rot in ihnen flimmert, und die Schädeldecke ist weggehoben, daß man bequem daraus trinken kann.

„Der Teufel hat Euch einen prächtigen Zauberbecher beschert,“ brüllte der Freßkünstler. Und die Wirtin freischt, weil sie vergnügt ist und weil sie der Sebastian Springer kitzelt: Hiihihi . . . hahi . . . hihi . . .

Aber der Sebastian Springer . . . ha, der Springer, das ist einer. Er will das Kunststück, das der Kerl macht, nicht gelten lassen. Er kann auch etwas . . . hallo! Übrigens der Totenkopf, der macht ihm durchaus kein Grausen, den gibt's in jeder Jahrmarktsbude. Er zieht einen Frosch aus der Tasche hervor und zündet ihn an. Pschurrrr . . . rrr r. . . rrr . . . das Vieh hüpfst im Zimmer umher . . . fak . . . fak . . . fak . . . auf den Tisch, zwischen die Kannen und Eimer . . . aufs Fensterbrett . . . faks . . . jetzt zerspringt er . . . nein . . . er hüpfst auf den Herd und wird immer größer, wie ein wirklicher Frosch, aber glühend.

Noch größer . . . dem Sebastian Springer steht jedes Haar zu Berg . . . jetzt ist er schon so groß wie ein Kettenhund und glockt mit feurigen Augen herüber. Pschurrrr . . . böseartig und wild, wie ein Donnerwetter. Der Feuerwerker weiß jetzt, daß ihm der

sechste Gesell einen Streich gespielt hat. Aber er gibt sich noch nicht. Er zieht seine größte Schlange aus dem Sack und zündet sie an. Langsam steigt sie aus der Asche, grau und unscheinbar, einen Aschenringel nach dem anderen über den Tisch schiebend, zwischen die Kannen und Eimer . . . einen Aschenringel nach dem anderen . . .

„Höllnbraten, hör auf,“ schreit der Springer, und will sie zerdrücken. Aber da färbt sich die Schlange schön grün und dunkelblau, in Streifen über den ganzen Körper und ringelt und züngelt und Funken sprühen über den ganzen Körper, und immer länger wächst sie aus der Asche, und vorne ist ein kleiner, lebendiger Kopf daran mit schwarzen, spitzen Augen.

Sie kriecht über den Tischrand, über den Fußboden, auf das Schenkmädchen zu, das noch immer mit weit offenen Augen und ausgestrecktem Arm da steht, an ihr hinan, windet sich wie ein Armband um das Handgelenk, legt einen Ringel neben den anderen bis zur Achsel und sucht dann mit der kleinen, roten Zunge ihren Mund . . .

Da fängt der Johannes Ambrosius an zu weinen. Er weint über das Elend der Welt, über sein verlorenes Leben und darüber, daß seine Urgroßmutter so jung sterben mußte. Seine Tränen sind so groß wie Taubeneier und lassen auf den Backen tiefe Furchen zurück. Sie versengen seine Kleider wie feurige Kohlen, und wo sie auf den Fußboden fallen, brennen sie große Löcher aus.

„Wer reif ist, der falle ab,“ sagte der sechste Gesell. Und da weint der Johannes Ambrosius noch

stärker. Schon sieht man die weißen Knochen der Kinnladen in seinem Gesicht, und die Nase ist von den Tränen ganz weggefressen. Sein Körper sinkt zusammen, wie Butter an der Sonne und ist ganz durchweicht von der brennenden Masse seiner Tränen.

Darüber muß der Bürstenbinder so furchtbar lachen. Zuerst nur so, wie altes Eisen klirrt. Dann so, wie ein Wagen mit Steinen über die Brücke fährt, und zuletzt so, wie die Erde bebt. Die Fensterscheiben zittern, und der Tisch wankt. Er wird rot im Gesicht. Purpurrot, wie die Sonne untergeht; dann schwarz wie die Schauben der Ratsherren, und endlich wird er ganz schwarz wie eine dunkle, mondlose Nacht, immer schwärzer, so wie die Welt vor dem ersten Licht. Sein Bauch ist dabei aufgeblasen, daß er bis zur Decke reicht.

„Wer reißt, der falle ab,“ sagte der sechste Gesell.

Da ist ein plötzlicher Schlag, daß alle Lichter verlöschen und ein Wind, als ob der Sturm ins Haus gefahren wäre. Wie wieder Licht wird, ist der Bürstenbinder verschwunden. Seine Eingeweide kleben nur hier und da an der Decke, sein Gehirn über der Eingangstür, und seine Beine liegen oben auf dem Ehrenhumpen, der auf dem Sims steht.

„Pschurrrr . . . faks . . .“ macht der glühende Frosch vom Herd her.

„Wir aber wollen des traurigen Falles nicht weiter gedenken und uns dem edlen Weintranke widmen,“ sagte der schwarze Kerl.

Sie trinken jetzt edle Weine: Malvasier, Rheinfall, Nectarblume und Gewürzweine, Borago-, Ochsen-

zungen=, Fenchel=, Anis=, Nägelein=, Augentrost=, Isop=, Wacholderbeer=, Lorbeerweine. Weine, die man heißt: „Gib=mir=die=Unschuld=wieder“, „Freu=dich=recht“, „Geh=nicht=fort“, „Pfeif=auf=die=Welt“, „Guck=ins=Glas“, „Setz=dich=fest“, „Sauf=dich=an“.

Und damit der Wein nicht ohne Zukost sei, schwimmen in den Zubern kleine lebendige Fischlein, Froschlaich und junge Aale.

Immer heißer, immer heißer . . . es rauscht in den Kehlen, wie Sturzbäche in engen Schluchten. Die Wirtin geht beiseite, schnürt die Nieder auf und bindet die Röcke ab, kommt dann wieder und trinkt weiter . . . jouche . . . jouche . . . glim . . . glam . . . gloria !!

Ach, der gute Johannes Ambrosius; auf den haben sie ganz vergessen. Wo ist der? Sie suchen und rufen: Johannes Ambrosius. Aber der ist nicht mehr da. Nur auf der Bank ein großer, nasser Fleck, in dem noch die letzten glühenden Tränen brodeln und zischen.

Der Wirt und der Böttcher machen einander Vorwürfe, daß sie nicht besser aufgepaßt haben: „Ein so treu-verständiger Fahrtgenoss' und Trinkgesell.“ Die Augen stehen ihnen starr und gläsern wie Fäuste aus den rotgeschwellten Gesichtern. Und dann streiten sie heftig weiter über Gicht und Zahnschmerzen, weil sie vergessen hatten, worüber sie zu streiten anfangen. Sie streiten um die Krone der Schmerzen. Der Wirt will seine Gicht über alle Qualen erheben, und der Böttcher preist seine Zahnschmerzen als die Hölle auf Erden. Ihre Köpfe werden von Zorn so groß wie Kürbisse, und endlich springen sie einander an die Gurgel, ver-

beißen sich, fallen zu Boden und wälzen sich nun in den Winkeln herum, brüllend, stampfend und blutend.

„Wer reif ist, der falle ab,“ sagte der Passauer, der immer stumm an seinem Platz sitzt.

Da packen die beiden mit neuer Wut an und zerren einander herum, als ob sie die Seelen aus den Körpern rütteln wollten. Dem Wirt gelingt es, dem Böttcher einen Arm auszureißen. Er haut den braven Burschen damit unaufhörlich über den Kopf. Aber der Böttcher nicht faul, springt dem Wirt mit beiden Füßen in den Bauch, daß die Stiefel im Rücken wieder hervorkommen.

„Pschurrr!“ macht der glühende Frosch auf dem Herd und schüttelt sich vor Lachen. Auch die Schlange kichert, und alle die Zuber, Eimer und Kübel fangen an zu grinsen. Beide sind sie hingefallen. Der Böttcher kann seine Beine nicht mehr aus dem Leib des Wirtes reißen und schreit fort, man solle ihm die Stiefel ausziehen. Der Wirt stirbt. Aber in der Qual des Sterbens greift er noch rasch nach dem Gesicht des Feindes und reißt ihm mit einem Ruck die vorquellenden Augen heraus. Aus den leeren Höhlen schießt eine trübe, stinkende Flüssigkeit, zersehtes, gärendes Bier und Wein mit Stücken von Fischlaich und matt sich schlängelnden Aalen. Der Böttcher sinkt und stirbt.

Der Feuerwerker und die Wirtin aber machen sich gar nichts daraus, daß dem Wirt der Bauch eingetreten wurde. Sie können jetzt ungestörter lieben. Und sie fangen gleich damit an.

Der sechste Gesell hat eine kleine, freischende Flöte

hervorgezogen und bläst darauf. Die Flöte regt die beiden nur noch mehr auf. Der Feuerwerker hat die Wirtin auf den Schoß genommen und reißt ihr die Kleider ab. Sie schreit und wirft sich an seinen Hals. Und dann fallen sie übereinander her, wie die Tiere. Er wühlt in ihr, wie der Gießer im flüssigen Metall. Ihre Arme sind Klammern und machen den Körper des Mannes hohl, daß sich die Enden wie geklemmte Ruten aufwärts krümmen. Kopf und Beine hoch oben, nur seine Mitte auf dem Leib des Weibes.

„Wer reif ist, der falle ab,“ sagte der schwarze Kerl.

Ein spitziger, giftheißer Schrei. Ein einziger Schrei. Blut kommt aus dem Rücken des Weibes hervor, zickzack über den Boden und mischt sich mit der Tränenmasse des unglücklichen Johannes Ambrosius, der flüssigen Innerlichkeit des armen Gotthold Schlägel, dem Tran des verewigten Christian Borst und den Eingeweiden ihres eigenen, seligen Gatten. Mit einem dürrn Knackß drückt sie im Krampf die Wirbelsäule des Feuerwerkers durch, seine emporgebogenen Enden sinken herab, auf einem Seufzer entflattert seine Seele. Schlaff liegt sein toter Körper auf der Toten.

Der Magd bleibt über diesen Dingen der Verstand stehen.

Der schwarze Kerl blizt sie aus schiefen Augen an und murmelt nachlässig: „Wer reif ist, der falle ab.“ Da beginnen die Würmer, die jetzt, weil der Verstand stehen geblieben ist, nicht mehr umgetrieben werden, aus dem Gehirn auszukriechen. Garstige, weißgraue Würmer, zugleich aus Nase, Augen, Ohren und

Mund. Sie wimmeln und ringeln, zucken vor und zurück, als ob sie die Luft nicht recht vertragen würden. Sie wollen zurück. Aber andere drängen nach. Rote, blaue und grüne Würmer. Sie beißen einander und bäumen sich auf. Sie hängen wie veilchenfarbene Locken, die an unrechten Stellen gewachsen sind, aus Augen und Mund. Veilchenfarbene, bewegliche Locken. Ach wie schön! der Kopf der Magd ist wie ein alter Käse, durchlöchert und weich, und langsam rinnt ihr der Brei über die Schultern . . .

Da weiß der Freßkünstler, wer der schwarze Passauer ist. Aber ein rechter deutscher Freß- und Saufkünstler ergibt sich nicht. Er schmeißt das dem Teufel ins Gesicht und troßt ihm auf.

„Gut,“ sagt der Teufel und nimmt die Wette an. Der Freßkünstler betet schnell zu seinem Patron, dem heiligen Ulrich, und hofft, daß er gewinnen wird. Er hat bis jetzt noch jedesmal gewonnen. Zuletzt in Augsburg gegen einen dicken Pommer, den er um drei Kalbskeulen schlug.

Sie fangen also von vorne an. Der Freßkünstler bedauert nur, daß niemand zuschaut, weil niemand mehr da ist, als das versteinerte Schenkermädchen. So schön hat er noch niemals gegessen und getrunken. Selbst nicht in Nürnberg, wo er drei Groschen Eintritt nahm. Zuletzt wird dem Teufel sehr übel. Und er sieht ein, daß selbst er gegen einen richtigen deutschen Freßkünstler nicht aufkommt. Aber der Morgen graut schon, und er muß hier bald fertig werden. Da neigt er sich zu dem Künstler: „Eure Kunst in Ehren, Meister Böhneiß, da seid Ihr mir fast über. Aber ob

Ihr Euch wohl dessen bewußt seid, was Ihr hier zu Euch genommen habt.“

„Ich denke, schwarz=englisch Bier, Gewürzwein und gebrannten Wein. Drei mächtige Ochsen, zwölf Tellerkäse, neun Spansäue und sechs Schock harter Eier. Brot nicht zu zählen.“

„So schien's. Doch in Wahrheit war es der Speck eures verstorbenen Großvaters und die wässerige Milz eurer toten Großmutter, der Saft von krepiereten Hunden, die man auf dem Felde verscharrt hat. Eiter und Fäule alles jemals lebendig Gewesenen, die in Brot gewachsen und in Tieren wieder lebendig geworden, zu Wein und Bier verwandelt worden. Der alte Herr da oben ist nicht so reich, daß er etwas wegwerfen könnte. Aber er versteht es, den Geschmack zu verändern. Das ist es.“

Da sagt dem Freßkünstler ein erhellendes Licht, daß der Teufel die Wahrheit gesprochen hat. Und der Ekel kommt wie ein schleimiger Molch aus dem Magen hervor, kriecht ihm in die Kehle und setzt sich hier fest. Er quillt an und will ihn ersticken. Der Löhneiß springt auf, rennt im Zimmer auf und ab und brüllt. Er kratzt an den Wänden und zerreißt mit den blutigen Fingern sein Gesicht. Der Wahnsinn steht mit seiner Geißel hinter ihm und peitscht ihm Funken aus den Gliedern.

„Wer reiß ist, der falle ab,“ sagt der Teufel ganz leise. Es tut ihm fast leid um diesen tüchtigen Mann.

Der Freßkünstler springt zum Tisch, reißt ein Messer auf und sticht es sich in den Bauch. Mit aller Kraft dreht er es schnell im Kreis. Ein großes Stück

der Bauchwand fällt heraus, der Magen, die Eingeweide rutschen zu Boden, und in dem greulichen Gestank erkennt er, daß sich alles in ihm schon wieder zu Eiter und Fäule zu wandeln beginnt.

„Es ist die Wahrheit,“ schreit er, fällt hin und ist tot.

Da erhebt sich der Teufel. Seine schwarze Gestalt füllt fast die ganze Hütte. Er sieht um sich und lächelt. „Ein gutes Stück.“ Dann schreitet er hinaus. Wie er an dem Schenk mädchen vorbeikommt, um dessen noch immer ausgestreckten Arm ein graues, vielgewundenes Aschenarmband hängt, gibt er ihr einen Stoß. Der Leichnam fällt zu einem kleinen Häufchen Asche zusammen . . .

Draußen kriecht die Dämmerung durch den Wald. Im Osten ist ein gelbes, krankes Licht. Die blutige Geißel am Himmel verlodert und verblaßt.

Der Teufel läßt sich auf die Hände nieder . . . Mantel und Degen fallen ab, ein struppiger Pelz schießt um seinen Körper an, und ein buschiger Schwanz streckt sich hinten ab. Heulend trabt er in den Wald hinein.

In der Ferne antworten andere Wehrwölfe mit heulendem Winseln. Unten in Goldenstein läutet ein schwaches, zitterndes Glöcklein zur Frühmesse.

